

Maul auf!

Was passiert, wenn sich Kulturforscher aufmachen, die Mundhöhle zu erkunden? Sie stossen auf den Sitz des Ichs und der Sprache – aber auch auf Tabus, Monster und das ewige Verderben.



1/5 Auch die Vampirzähne fehlen im Buch nicht: Christopher Lee als «Dracula» (1958).
Bild: PD







Einmal angenommen, der Autor eines Filmdrehbuchs müsste sich eine Tortur ausdenken. Eine Folterszene also, und zwar die schmerzlichste, grässlichste, perfideste, die einem ins Mark geht wie ein Blitz – was wäre das? Hundertprozentig ein Termin beim Zahnarzt. Und höchstwahrscheinlich würde dem Drehbuchautor gleich auch der «Marathon-Mann» einfallen, John Schlesingers Doppelagenten- und Nazischurkenthruiller von 1976, der einen Massstab im filmischen Foltergewerbe setzte. Dustin Hoffman spielt darin einen Studenten, der auf dem Stuhl eines ausgesprochen versierten Zahnarzts landet. Es geht um ein Verhör und ein Geheimnis, das der Student nicht kennt; Laurence Olivier spielt den Arzt, er bohrt den ersten Zahn an, und zwar ohne jede Betäubung, der Bohrer geht tiefer, noch tiefer, dann verschwimmt das Bild, als würde mit Dustin Hoffman der ganze Film ohnmächtig vor Schmerz. Dann ist das Bild wieder scharf, und der Zahnarzt sagt schon fast gekränkt: Nichts zu machen, der Nerv sei tot. Und nun – der nächste Zahn. So erzählt es Lars-Olav Beier. Er ist der Mann mit dem Folterszenenjob, er schreibt Drehbücher neben seinen Filmkritiken im «Spiegel», und der Zahnarzt im «Marathon-Mann» hat ihm etwas beigebracht. Dass nämlich das Kino wirklich eine «Schule des Lebens» sei: «Es lehrt uns über unsere Zähne, dass sie unsere gefährlichste Waffe sind – und unser wundester Punkt. Wenn es im Kino um Zähne geht, dann geht es immer ums Ganze.» Das gilt für den Kampf mit dem edelstahlbewehrten «Beisser» im Bond-Film «Der Spion, der mich liebte», aber auch für das ganze Genre des Boxerfilms, wo die Grossaufnahme des blutigen Zahns auf dem Boden im Ring kanonisch wurde. «Dieses Bild erzählt immer: Es ist alles verloren, nicht nur der Zahn.» **Ein unbekannter Kontinent** Von der Affäre des Kinos mit der Zahnmedizin berichtet Beier in einem bemerkenswerten Sammelband. Er heisst «Das Orale», und er gewinnt einer Region des Körpers, in der sonst die Zahnärzte unter sich sind, eine ganz neue Seite ab: Es geht um die Kulturgeschichte der Mundhöhle. Klingt auf Anhieb dubios, und tatsächlich ist Kulturgeschichte in diesen Tagen eine höchst merkantile Mode. Eine Kulturgeschichte des Herzens gibt es schon, auch eine des Tinnitus, des Klimas, des Zorns oder des Stacheldrahts. Hartmut Böhme und Beate Slominski haben den Band herausgegeben, und schon sein Umfang, sein Gewicht und sein Format machen klar: Es ist ernst. Der Philosoph und die Zahnärztin leiten in Berlin ein «Zahnmedizinisches Fortbildungsinstitut», und in diesem Kreis ist auch dieses Buch entstanden. Es soll zeigen, dass das Zahnärztliche ein «wichtiger, nicht aber der ausschliessliche Aspekt» des Mundraums ist: Das Orale hat auch eine

«anthropologische, ästhetische, linguistische, mediale und psychodynamische Dimension». Heisst: Zähne, Lippen, Zunge, Kiefer, Gaumen, Rachen sind ein höchst ereignisreicher Ort im Universum der Kultur. Hier finden kollektive Bilder und Symbole, Mythen und Ideen, Begriffe und Gefühle ihren Ausdruck. Eben darum ist der Band nicht bloss für Zahnärzte eine Überraschung: Er erkundet eine Körpergegend, die sich ansonsten dem Blick verbirgt; tatsächlich einen ganzen unbekanntem Kontinent. Auf den ersten Blick ist es auch nicht gelogen, wenn dieses Buch «die getrennten Sphären der Kulturwissenschaften und der Medizin in einem interdisziplinären Rahmen zusammenführen» will. Zumal die Aufsätze auch Zahnmedizinisches in eher gewohntem Sinn verhandeln; die Neurologie des Beissgefühls etwa oder die Entwicklung des parodontaltherapeutischen Werkzeugkastens. Allerdings stehen solche Themen etwas einsam da: Das «Interdisziplinäre» bildet hier wirklich nur den «Rahmen», aber keine Klammer – allzu nahe kommt die Kulturgeschichte der Zahnmedizin dann doch nicht. Es gibt hier keinen Historiker, der sich das Tun der Dentisten aus einer modernen wissenschaftsgeschichtlichen Warte vornimmt, um beispielsweise die Entwicklung der Mundhygiene oder die Professionalisierung der Zahnmedizin in den Zusammenhang sich wandelnder gesundheitspolitischer Debatten zu stellen. (Etwa so, wie das die Ausstellung «Mit Biss» am Medizinhistorischen Museum der Uni Zürich 2010/11 tat, die das Berner Büro Palma 3 auf die Beine stellte.) **Schönheit und das Nichts** Tatsächlich hat «Das Orale» einen anderen Clou: Es vermittelt – und man nimmt es mit wachsender Überraschung zur Kenntnis –, wie viel Kultur im Mundraum steckt. Für einen ersten Eindruck genügt es schon, sich mit Hartmut Böhme die Alltagssprache anzusehen. Zahn um Zahn, so sagt es das Alte Testament, und auch die gespaltene Zunge oder der Höllenschlund sind derselben Körperzone abgewonnen. Ganz abgesehen davon, dass man sich bis an die Zähne bewaffnen oder Haare auf den Zähnen haben, jemandem auf den Zahn fühlen, ihm die Zähne zeigen und sie sich dabei ausbeissen kann. Der mächtigste unter allen Zähnen aber ist, und da hilft kein Zähnefletschen und kein Zähneklappern: der der Zeit. Die Zähne haben, sprachlich gesehen, mit Schönheit und Verderben zu tun, mit Macht und Begehren, mit Selbstdarstellung und Interaktion, vor allem aber mit Angriff und Verteidigung. Es geht angesichts der Zähne eben nicht nur im Kino, sondern auch in der Sprache schnell um Sein oder Nichtsein. «Nichts», so schreibt es der Linguist Jürgen Trabant in seinem Aufsatz über die Evolution der Sprache, «konstituiert den Menschen so sehr als Menschen wie das, was aus seinem Munde tönt.» Klar – die Sprache war ein entscheidender Sprung der Gattungsgeschichte. Aber mehr, als man vielleicht vermuten würde, hat dieser Sprung mit dem Mündlichen als mit dem Schriftlichen zu tun, mit der Artikulation der Laute: Sie sind die Atome jeder Sprache, und sie entstehen erst im komplexen Zusammenspiel einer ganzen Reihe von Organen, von der Lunge über die Zähne bis zu den Lippen. «Die ausströmende Atemluft durch eine Gliederung in unterscheidbare Bewegungen zum Aufbau bedeutungstragender Lautsequenzen zu nutzen» – das sei, so Trabant, «die geniale «Erfindung» der menschlichen Primaten» gewesen. Die Mundhöhle also: «Sitz des Menschseins»? Der Band spart nicht mit solchen Pointen, und höchstens ein bisschen übertrieben ist dann auch die Behauptung, im Mund werde das Subjekt geboren. Das jedenfalls legt neben der Linguistik auch die Psychoanalyse nahe. Was man Individuum nennt, entsteht nämlich nicht nur aus kommunikativen Fertigkeiten, sondern zunächst einmal aus der taktilen und der geschmacklichen Selbstwahrnehmung, aus der elementaren Unterscheidung von innen und aussen, aus der wechselnden Erfahrung von Hunger und Sättigung, die den Triebhaushalt strukturiert. Und das alles findet gleichfalls statt im Mund; damit ist er das erste funktionierende «Welterschliessungsorgan» (Böhme), bevor der Säugling ein wenig später zum Kulinariker wird. Und auch ums Essen geht es hier. Vom Ursprung des Ich ist es also kein weiter Weg zur unterschätzten, aber gleichwohl «unschätzbaren Arbeit an der Kultivierung des Menschen» (Böhme), die in der Zone des Oralen verrichtet und ermöglicht wird. Man landet auf den 348 Seiten zwar auch bei so

entlegenen Themen wie dem «Schlingen und Würgen im Werk von Christoph Schlingensief» oder in medientheoretischen bis metamedientheoretischen Gefilden, in denen sich selbst Geisteswissenschaftler einiges gefallen lassen müssen («Marshall McLuhans Update des Kadmos-Mythos»). **Rapper und Vampire** Andererseits liegt der Reiz des ganzen Unternehmens gerade in der schwer zu überblickenden Themenfülle – der Mund erweist sich als Wunderkammer. Der Band erhellt die Traumsymbolik der Zähne oder die Wahrheit über Dracula ebenso wie die Karriere, die der Goldzahn jüngstens als Statussymbol in der Hip-Hop-Szene machte. Nicht zuletzt steckt die Mundhöhle voller Bilder, und «Das Orale» ist auch ein üppig illustrierter Führer durch die Kunstgeschichte. Es gibt eine ganze Tradition künstlerischer Auseinandersetzungen mit dieser Körpergegend, und sie reicht von den mittelalterlichen Visionen des Höllenschlunds und des Martyriums der Heiligen Appollonia, der die Heiden von Alexandria die Zähne herausgebrochen haben, über die Zahnreissergrotesken der niederländischen Renaissance bis zum schreienden Papst, den sich Francis Bacon in den 1950er-Jahren von der wunden Seele malte. Gerade die Kunst macht mithin deutlich, dass der Mund nicht bloss Schauplatz kultureller Errungenschaften ist, sondern gleichermassen eine Geisterbahn: Zwischen Gaumen und Rachen liegen Himmel und Hölle. Im 18. Jahrhundert fixierte die deutsche Philosophie in einer weitreichenden Debatte jenes Tabu, das den geöffneten Mund aus der Kunst verbannte. Aus den Darstellungen des Humanen jedenfalls – wo man zwischen den Zähnen durch in Abgründe sehen kann, da hat man es meist mit Strolchen, Verbrechern, Sündern, Ungeheuern und Menschenfressern zu tun. Nicht umsonst fällt der Entscheid zwischen Zivilisation und Chaos, zwischen Gut und Böse im Kampf des heiligen Georg mit dem Drachen, einem grossen Thema der abendländischen Kunstgeschichte; nicht umsonst liegt hier der entscheidende Unterschied zwischen dem geschlossenen Mund des Helden und dem weit aufgerissenen Maul des Monsters, und nicht umsonst macht meist ein beherzter Lanzenstoss in diese reisszahnbewehrte Finsternis die Sache klar. **Lampenfieber in der Praxis** So steht auch hier das «Ganze» (Beier) auf dem Spiel: unsere Kultur. Und es wäre ein Wunder, wenn die Zahnärzte selbst unberührt geblieben wären von jenem machtvollen Unbehagen angesichts der Unterwelt, die sich hinter den Zähnen öffnet. Zwar ist der Zahnarzt in der Populärkultur – siehe den «Marathon-Mann» – die Idealbesetzung für den Folterknecht. Doch die verbreitete Zahnarztphobie hat ein Gegenstück, und davon berichtet der Medizinhistoriker Ralf Vollmuth: Es gibt auch eine Angst des Zahnarzts vor dem Patienten. Die ist zwar ihrerseits kaum ein öffentliches Thema, doch die Studien über Stress und Burnout-Risiken im Metier weisen darauf hin, dass Zahnärzte nicht nur angesichts von «Problempatienten» ihre Angsterfahrung machen. Vollmuths Hypothese: «Es ist die gleiche Angst, die der Sänger hat, wenn er einen Ton verhaut – die Angst, vor seinem Publikum zu versagen.» Wobei die Furcht des Zahnarzts womöglich schwerer wiegt als die des Bühnenkünstlers: Er ist – die Kulturgeschichte weiss es – mitten im verletzlichen Zentrum des Subjekts zugange, das ihm gegenüber sitzt. «Sein Publikum ist der Patient, der «leidende Mensch», der bei der Enttäuschung seiner Erwartungen und seines Vertrauens möglicherweise noch mehr leidet: weil etwa der Abdruck wiederholt werden muss, weil die schnelle Extraktion misslingt, weil die Anästhesie nicht sitzen will.» Dumm jetzt allerdings, dass das umgekehrt die Angst vor dem Zahnarzt überhaupt nicht etwa kleiner macht.

(Tagesanzeiger.ch/Newsnet)